

Predigt am 15.01.2012: Segnen

Universitätskirche Marburg

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

am Ende beginnt etwas Neues. Aber wie sieht es aus? Worum wird es gehen? *Wie* und *wozu* werden wir leben im Kommenden?

Typische Jahresübergangsgedanken. Inzwischen sind sie bereits wieder in den Hintergrund getreten. Aber die Zeit der guten Wünsche ist noch nicht lange her: Segen für das neue Jahr! Möge es Gutes bringen!

Am Ende richtet sich der Blick auf das Neue, geht es ins Offene. So ist es auch im Gottesdienst. Nach Klage und Lob, nach Verkündigung, Bekenntnis und Gebet kommt der Segen. Gehet hin: So heißt es am Ende, ehe der Weg hinausführt in den Alltag. Die Unterbrechung von Verantwortung und wirksamer Tätigkeit, die der Gottesdienst bedeutet, ist vorüber. Gehet hin: hinaus aus dem geschützten Raum, aus den vertrauten Vollzügen, aus der Nähe der anderen Menschen. Geht hinaus – aber doch nicht nackt und bloß dem ausgesetzt, was kommt, sondern „Geht hin im Frieden des Herrn“, heißt es verheißungsvoll. Und dann kommt der Segen – der uns übergeworfen wird wie ein wärmender Mantel für den Weg. Seit dem 19. Jahrhundert empfängt die Gemeinde den Segen in den evangelischen Gottesdiensten meist so, wie es schon Martin Luther in der Agende der *Formula Missae* und der *Deutschen Messe* vorgeschlagen hat, nämlich mit den Worten des Priestersegens aus Numeri 6,22-27:

GOTT segne dich und behüte dich,

GOTT lasse leuchten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig.

GOTT erhebe sein Angesicht auf dich, und gebe dir Frieden.

Diese Worte wirken unmittelbar auf die, die sie hören. Die Formulierungen kommen zwar von weit her aus der Tiefe der Vergangenheit, aber sie überspringen leicht den garstigen Graben der Geschichte. Denn das leuchtende Angesicht über uns ist ein Bild, das sich selbst erklärt. Es signalisiert, dass wir nicht allein sind, sondern behütet, versorgt, begleitet.

Die Segensworte sprechen das Gefühl an und stärken die Gewissheit, den Mut im Aufbrechen. Nicht zuletzt deshalb ist der Segen für viele Menschen ein sehr wichtiger Moment des Gottesdienstes. Wer anfängt, darüber nachzudenken, dem kommen zweifellos Fragen. Was uns erwartet jenseits der Schwelle, im Neuen, liegt nicht offen auf der Hand, sondern die Zukunft ist verborgen wie in einer Nuss, die sich je und je öffnen wird: durch eigene Bemühung, aber auch, indem uns etwas vor die Füße fällt, ob wir wollen oder nicht – alles Segen? Oft wird sich ein schöner, wohlschmeckender Kern zeigen, der mit Freude zu verspeisen ist. Aber nicht selten wird sich das Innere auch grünlich verschimmelt darbieten, eingetrocknet und taub oder – besonders unangenehm: Der Nusskern sieht gut und verlockend aus, aber wenn

man ihn in den Mund steckt, schmeckt er ranzig und verdorben. Steht alles, was kommt, im Zeichen des Segens? Jedenfalls nicht so, dass durch den Segen alles gut wird, dass unverletzlich wird, wer ihn empfängt.

Den meisten Menschen ist das sehr bewusst. Ich möchte Ihnen von einem Beispiel dafür aus einer empirischen Untersuchung erzählen. Da spricht der Vater eines kleinen Kindes – kein besonders kirchlicher Mensch – darüber, was ihm der Schutz und Segen Gottes für sein Kind bedeute. Er kann gut unterscheiden: Er kennt einerseits seine Wünsche, die sich – ganz kindlich – danach sehnen, dass nichts Böses geschehe. Aber andererseits weiß er, dass solche Wünsche nicht weit tragen, dass sie der Realität nicht entsprechen. Darum sagt er: *„Gott schützt nicht grenzenlos. Der Glaube auch nicht, der schützt auch nicht grenzenlos. Wir sind ja nicht unverwundbar. Wir schweben jetzt ja nicht auf einer Wolke.“* Aber damit ist er noch nicht am Ende seiner Überlegungen, denn er fährt fort: *„Aber in dem Moment, wo was passiert, hält man sich trotzdem an dem Glauben fest... Ich halt mich dann trotzdem an dem Glauben fest. Denn nur so geht's ja dann weiter.“*¹

Dieser Mann formuliert ebenso einfach wie überzeugend etwas Entscheidendes. Es gibt ein Spannungsverhältnis zwischen den harten Erfahrungen der Realität und dem, was der Glaube zusagt. Und diese Spannung ist nicht einfach aufzulösen. Man kann nicht davon ausgehen, dass einem nichts geschieht – das wäre naiv. Aber der Weg in die Zukunft würde sehr dunkel, wenn die Zuversicht dauerhaft verloren ginge, dass – was auch immer geschieht – etwas bleibt, was weiterträgt.

In diese Spannung hinein wirkt der Segen. Viele Segensworte sprechen an, was das Leben auf einer ganz basalen Ebene gut sein lässt. Nahrung, Behausung, Beziehungen, Fruchtbarkeit, Fülle und Gedeihen. Mit diesem „Anwünschen“ handgreiflicher Wohltaten weisen sie zugleich aber über dieselben hinaus, verweisen sie auf einen Grundzusammenhang des Lebens, in dem zusammengehört, was nur schwer zusammenzubringen ist: das Leichte und das Schwere, das Glück und das Leiden, die Liebe und das Fehlen der Liebe.

Zwei Gedanken möchte ich Ihnen vorstellen, die aus unterschiedlicher Perspektive auf diesen Zusammenhang in den Blick nehmen.

Der erste stammt von Fulbert Steffensky. Der Segen, so schreibt er, ist eine Handlung, die ganz bewusst darauf verzichtet, in ihrem Vollzug Fragen und Zweifel zu berücksichtigen. Menschen sehen von sich, von ihrer Verantwortung und von ihren Möglichkeiten vollkommen ab, wenn sie in diese Handlung verwickelt werden: Sie denken nicht darüber nach, was möglich ist. Sie fragen nicht, was sie tun und was sie bewirken können. Sie sind nicht mit ihrer eigenen Verantwortung beschäftigt in diesem Moment, sondern sie überlassen sich dem Entstehen einer anderen Wirklichkeit. „Der Gesegnete ... erlaubt sich den Sturz in das Versprechen der Geste und des Wortes“, sagt Steffensky. Er stürzt „in den Abgrund des Schoßes

¹ A.a.O., 128f.

Gottes, und weiß nicht“², was er tut. Sich den Sturz in einen Abgrund zutrauen – es ist alles andere als leicht und selbstverständlich, das zu tun. Im Gegenteil: Es ist ein Wagnis, ein Sprung aus dem zwar begrenzten, aber doch vergleichsweise bekannten und kontrollierbaren Bereich meines eigenen Könnens und Wissens hinein in etwas Unabsehbares und Unkontrollierbares. Es braucht Vertrauen und Mut, sich darauf einzulassen. – Das ist nicht nur so für die, die den Segen empfangen: Auch die Segnenden bauen nicht auf sich und ihr eigenes Bemühen. Sie können ja gar nicht einstehen für das, was sie spenden. Vielmehr erlauben sie es sich, nach den Sternen zu greifen und versprechen etwas, was sie nicht in der Hand haben. Auch ihnen wird ein Sprung abverlangt im Segnen. Sie inszenieren etwas, was ihr eigenes Vermögen weit übersteigt.

Aus diesem Grund nennt Steffensky den Segen „*die dichteste Stelle der christlich-jüdischen Glaubensäußerung*“. Denn im Segen „*wird dramatisiert, was Gnade ist: nicht erringen müssen, wovon man wirklich lebt; sich nicht bannen lassen durch die eigenen Zweifel, durch die Zersplitterung des eigenen Lebens*“.

Von Gnade spricht auch der andere Text. Es ist ein Gedicht von Karl-Heinrich Bieritz, in dem das Wort Segen ausdrücklich gar nicht vorkommt, wohl aber die gnädige Zuwendung Gottes zum Leben der Menschen, die den Kern, die dynamische Kraft des Segens ausmacht.

*gnädig bist du dem acker
wirfst ihn um
scholle für scholle
trittst ihn mit füßen
gnädig bist du dem samen
mit vollen händen
gibst du ihn fort
läßt ihn der erde
der sonne dem regen
gnädig bist du der ernte
beugst dich über die halme
nimmst sie mit scharfem schnitt
raffst sie zusammen
trägst sie davon
schlägst sie und schlägst sie
zum brot
ja gnädig bist du uns allen³*

Nicht der Moment des Segnens ist hier in den Blick genommen, sondern das ganze Leben als ein Acker, der von Gott bearbeitet wird. Gottes Arbeit ist kein sanfter, kein ängstlich-vorsichtiger Umgang mit dem Acker und dem, was darauf wächst. Der Bauer, der hier für

² Fulbert Steffensky, Segnen. Gedanken zu einer Geste, in: in: PTh 82 (1993), 2-11.

³ Karl-Heinrich Bieritz, in: Meditative Zugänge zu Gottesdienst und Predigt, hg. von Gerhard Ruhbach, Anselm Grün und Ulrich Wilckens, Predigttext-Reihe V,2, Göttingen 1995, 321f.

Gott steht, handelt entschlossen, unsentimental und mit einer Großzügigkeit, die sich ihrer Sache sicher ist. Die Erde wird aufgebrochen, umgepflügt und getreten. Er wirft die Samen freigebig in den umgebrochenen Acker hinein, wo sie der Wärme, aber auch der Gewalt der Sonne ausgesetzt sind. Der Regen benetzt sie und bringt sie zum Keimen, aber er schwemmt sie auch weg, lässt sie womöglich verfaulen. Schließlich werden die Halme des Getreides mit scharfem Schnitt von ihren Wurzeln getrennt. Die Ähren werden geschlagen, damit sie die Körner freigeben, die Körner zerquetscht, um das Mehl zu gewinnen.

und schlägst sie und schlägst sie
zum Brot

Aus all dem Umwerfen und Aufbrechen, aus dem Wegwerfen und Aussetzen, dem Schneiden und Schlagen wird schließlich das Brot. Und ohne die auch aggressiven Akte des Bauern wäre es nicht entstanden.

Der Text reizt dazu, Ereignisse in ihn hineinzudenken, die nichts mit dem Weg des Brotes zu tun haben, sondern mit anderen Lebenswegen, auf denen sich Aufbruch und Anwachsen, keimen und beschnitten werden, Frucht bringen und ihrer beraubt werden abwechseln. Das Besondere ist, dass das Gedicht alles, ohne Unterschied, Gnade nennt. Ist es möglich, eine Haltung des Einverständnisses zu finden zu allem, was uns widerfährt? Kann man schließlich, mindestens am Ende, Ja sagen zum *ganzen* Weg? Hat alles – aufs Ganze gesehen – einen Sinn?

Auf diese Fragen einfach mit Ja zu antworten, fiel mir schwer. Zu viel ließe sich dagegen einwenden. Aber in der poetischen Sprache des Gedichtes oder Gebetes, die nicht festschreibt, sondern Räume für Assoziationen öffnet, ist es möglich, so zu reden: Ja, gnädig bist du uns allen. Am Ende ist alles eingebacken ins Brot – ein Segen.

Segen ist zunächst der einzelne Vollzug, der wieder und wieder das Versprechen Gottes für uns darstellt, sei es am Ende des Gottesdienstes, sei es beim Abschied im Alltag, sei es auf einer entscheidenden Schwelle im Lebensweg. Er kräftigt und trägt die Gesegneten, macht sie mutiger, bewirkt, was versprochen wird.

Zugleich ist es aber auch lang anhaltende Arbeit, eine harte Übung, das, was geschieht, als Segen zu sehen. Es ist alles andere als selbstverständlich, das zu tun. Menschen scheitern daran. Jedenfalls brauchen sie einen langen Atem: Man kann das Brot nicht schon riechen und essen, wenn der Acker umgebrochen, der Same ausgeworfen oder der Halm abgeschnitten wird. Insgesamt ist es weniger ein Entschluss, als ein Prozess: ein mehr und mehr Hineinwachsen in eine solche Sichtweise auf den eigenen Weg, ein Sich-Signieren-Lassen.

Signare – das lateinische Wort für Segen bezieht sich auf das Kreuz: Das Zeichen des Kreuzes, das den Getauften auf die Stirn gezeichnet wird, mit dem viele Christinnen und Christen sich selbst auf die Brust zeichnen und mit dem der Segen im Gottesdienst abgeschlossen wird.

Wenn wir im homiletischen Seminar das Segnen probieren, dann erweist es sich immer als eine Schwierigkeit, die im Segen erhobenen Hände schließlich in diese Geste des Kreuzzeichens hineinzuführen. Es braucht Übung, das mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zu tun, nicht zu stolpern zwischen Segnen und Kreuz-Schlagen.

Um wie viel anspruchsvoller ist es, den Segen in das Leben einzuzeichnen, ihn als Zeichen zu legen über Gutes und Schweres, über Leben und Tod. Der Christus auf dem Bild, das Sie in der Hand halten, vereint beides: Das Kreuz und die segnenden Hände, Ohnmacht und Macht. Sonne und Mond flankieren sein Haupt rechts und links. Er, Christus, ist der Segen, der den ganzen Kosmos umfasst und darin auch uns und unsere Wege.

Amen.